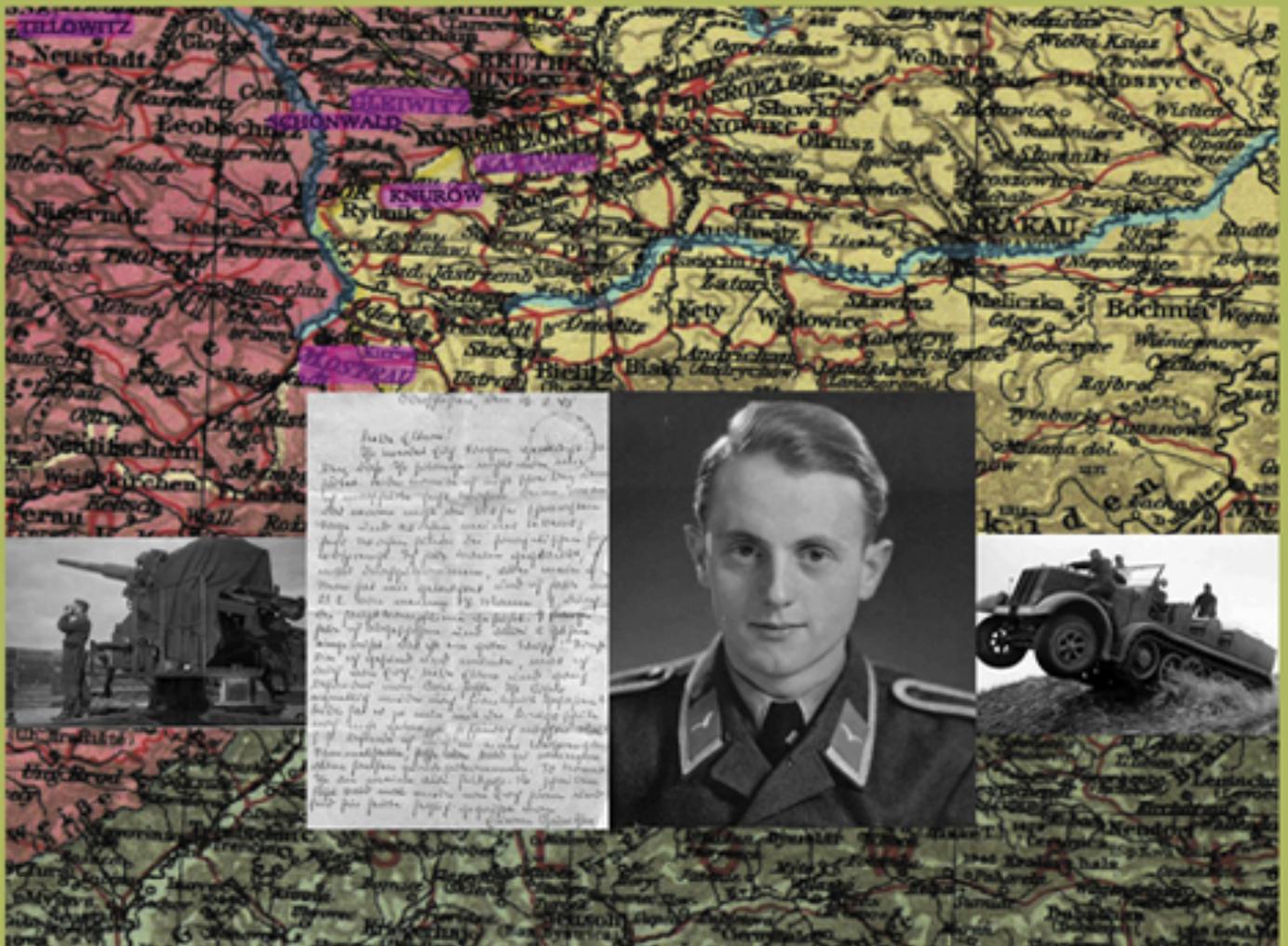


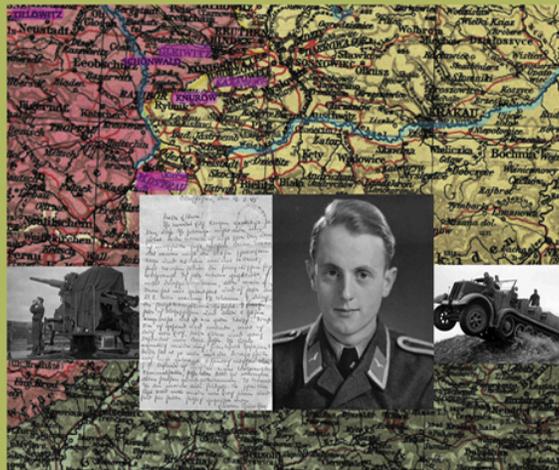
Günther Behrens

Sechs Wochen hinter den feindlichen Linien und Ich war Agent einer unbekannten Macht



Günther Behrens

Sechs Wochen hinter den feindlichen Linien
und
Ich war Agent einer unbekanntten Macht



Günther Behrens

Sechs Wochen hinter den feindlichen Linien

und

Ich war Agent einer unbekanntten Macht

herausgegeben von

Annika und Stefan Halbach

Books on Demand

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Erklärungen des Glossars sind zum großen Teil wörtlich den entsprechenden Fundstellen bei <http://www.wikipedia.de> entnommen.

Die Fotos und Briefe stammen aus dem Nachlass von Ursula Behrens.

Das Kartenmaterial entstammt der Martin-Opitz-Bibliothek, Herne.

2. Auflage 2011

© 2011 Annika Halbach

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN: 978-3-8448-5670-5

Inhalt

Vorwort

Sechs Wochen hinter den feindlichen Linien

Karten

 Ostpreußen

 Polen

 Schlesien (Marsch)

 Schlesien (Kriegsgefangenschaft)

 Pommern

Fotos

Feldpostbriefe

Manuskriptseiten

Ich war Agent einer unbekanntten Macht

Glossar

Vorwort

Schon seit Jahren kursieren in unserer Familie die Manuskripte meines Großvaters Günther Behrens (1921-1976). Diese waren von ihm in den 50er Jahren mit Schreibmaschine auf Papier geschrieben, dann von Hand korrigiert und in Schnellhefter abgelegt worden. Im Laufe der Jahre hat das Papier stark gelitten. Die Ränder fransen aus, einige Seiten sind eingerissen. Mit dem vorliegenden Buch wollen mein Mann und ich zum Erhalt der Texte beitragen.

Bereits mein Großvater beabsichtigte, die vorliegenden beiden Tatsachenberichte zu veröffentlichen. Er hat sie mehreren Verlagen angeboten, jedoch ohne Erfolg. Auch wenn auf der Titelseite von „Sechs Wochen hinter den feindlichen Linien“ vermerkt ist, dass der Bericht frei erfunden und jegliche Ähnlichkeiten unbeabsichtigt seien, so besteht kein Zweifel an der Authentizität der Erlebnisse. Dies belegen die in diesem Buch abgedruckten Feldpostbriefe sowie weitere Briefe an seine Verlobte Ursula Großkurth.

Name und Heimatstadt hat der Autor allerdings geändert. So wurde aus seiner tatsächlichen Heimatstadt Oldenburg die Stadt Emden, aus seinem Namen Günther Behrens wurde Günther B. Mönchhof. Mönchhof ist der Name eines Hofes in der Nähe von Oldenburg, der zur Familie von Günther Behrens gehört.

Möglicherweise sind diese kleinen Änderungen einer ihn noch lange plagenden Angst vor jenem unbekanntem Geheimdienst geschuldet.

Bei der Bearbeitung der Manuskripte haben wir die handschriftlichen Korrekturen des Autors eingepflegt,

offensichtliche Rechtschreibfehler beseitigt, ansonsten aber keinerlei Änderungen vorgenommen.

Um einen Eindruck zu vermitteln, wie die Manuskripte im Original aussehen, haben wir zwei Textseiten und die beiden Titelseiten im Mittelteil abgedruckt.

Darüber hinaus finden sich dort einige Fotos, die den privaten Fotoalben meiner Großeltern entnommen sind. Sofern die Bildunterschriften in Anführungszeichen gesetzt sind, handelt es sich hierbei um die originale Beschriftung.

Zur besseren Orientierung in Polen, Ostpreußen, Schlesien und Pommern befinden sich im Mittelteil fünf Karten des Deutschen Reiches und Polen in den Grenzen von 1937. Die in den beiden Berichten vorkommenden Orte sind farblich gekennzeichnet.

Ein Glossar am Ende des Buches erklärt militärische und sonstige nicht mehr gebräuchliche Begriffe. Insbesondere geht es auf die in Anführungszeichen gesetzten Anspielungen des Autors ein, die man in der heutigen Zeit nicht ohne weiteres verstehen kann.

Dortmund, im März 2011
Annika Halbach

Sechs Wochen hinter den feindlichen Linien

Grauer, feuchter Novembernebel lastete seit Tagen über der einst so lebensfrohen Stadt München. In die Nebelschwaden mischte sich ekliger Brandgeruch. Immer noch schwelten Brände an allen Ecken der Stadt, und die Luftangriffe hatten trotz des diesigen, unsichtigen Wetters kaum abgenommen. Zu jeder Stunde erschienen die feindlichen Bombengeschwader über der bayerischen Hauptstadt und warfen ihre Tod und Verderben bringende Last in das Häusermeer.

In der Flakartillerie-Schule Freimann waren die Geschützbedienungen der schweren Eisenbahn-Zwillingsflak kaum noch aus den Kleidern gekommen. Die Teilnehmer der Unteroffiziers-Lehrgänge schlepten Munition, und die Kasernen - soweit sie noch nicht in Trümmer verwandelt waren - beherbergten Mädchen und jugendliche Flakhelfer. Das letzte Aufgebot.

Es hatte auch schon Tote in der Batterie gegeben. Bei einem Bombenteppich, der dem Reichsbahn-Ausbesserungswerk Freimann geglitten hatte, bekam das Funkmeßgerät einen Bombenvolltreffer. Sieben Tote waren zu beklagen und einige Verwundete an den Geschützen.

Feierliche Beisetzung auf dem Waldfriedhof, Ehrenkompanie, Salut über offenen Gräbern. Rückmarsch durch die von Trümmern übersäten Straßen, vorbei an Ruinen, Bombentrichtern, umgestürzten Straßenbahnwagen und zerfetzten Oberleitungen...

Dann ging in der Stellung der 12,8cm-Eisenbahn-Flakbatterie wieder alles seinen gewohnten Gang: Fliegeralarm, zwischendurch Geschütz-Exerzieren, Unterricht, Stellungsbau, Flugzeug-Erkennungsdienst, Appelle, Abkommandierungen an die Front, Heimkehr aus dem Lazarett...

In diesen Tagen packte der Fähnrich Günther Mönchhof seinen Rucksack, empfing Winterbekleidung und absolvierte die vorgeschriebenen Impfungen. Gegen Ruhr, Typhus und so weiter. Er war wenige Wochen zuvor vom Fahnenjunker-

Lehrgang aus Italien zurückgekommen und hatte nun seinen Marschbefehl für die Ostfront in der Tasche: Ein halbes Jahr Frontbewährung im Osten, anschließend Kriegsschule in Kitzingen. Meldung bei der Frontleitstelle in Litzmannstadt.

Das war ein Befehl, und dem Fähnrich war es im Grunde genommen gleich, wo er seine Pflicht tat. Die Unterschiede zwischen Heimatkriegsgebiet und Front hatten sich weitgehend verwischt. Beim U-Lehrgang waren einige Unteroffiziers-Anwärter, die aus dem Osten gekommen waren. Unter dem Eindruck der pausenlosen Luftangriffe hatten sie sich nur sehnlich gewünscht, wieder bei ihrer Einheit im Osten zu sein. Dort war es bedeutend ruhiger zugegangen. Zwei von ihnen hatten den Ostfeldzug gut überstanden, aber den U-Lehrgang in München mußten sie bei einem Luftangriff mit dem Leben bezahlen...

Der Fähnrich hielt beim Packen inne. Was hatte sich alles angesammelt in diesem Jahr in der Kaserne: Bücher, Bilder, Briefe, eine Ausgehuniform. Das konnte man nicht mitschleppen an die Ostfront. Ab damit nach Hause! Da waren auch die Bilder vom Fahnenjunker-Lehrgang in dem kleinen Adria-Badeort Grado, und die Erinnerung verwandelte den grauen November-Kasernen-Alltag:

Der Dienst unter dem postkartenblauen Himmel war hart, der Schweiß floß in Strömen. Aber was tat das? Im ewig sonnigen Italien an der strahlend blauen Adria nahm man das alles nicht so schwer. Nach Dienstschluß war das alles vergessen.

Man bummelte durch die winklige Altstadt, saß in den kleinen Bodegas am Hafen. Der Vino war gut, das „Gelato“ nicht weniger, und in den Weingärten reiften die Trauben. Die Krone der Genüsse war dann ein nächtliches Bad in der Adria - ganz ohne - bei dem der Staub des Tages abgespült und der vom Wein schwere Kopf wieder klar wurde. Unvergeßlich das nächtliche Meeresleuchten, wenn die silbern leuchtenden Fluten braungebrannte, sportgestählte Körper umschmeichelten...

Eine eigenartige Feststellung machten die angehenden Fahnenjunker in diesem Kriegssommer 1944 an der Adria: Die italienischen Fischer und Wirte nahmen Pinsel und Farbe zur Hand und waren unermüdlich dabei, Hotels und Gasthöfe, Strandkörbe und Zäune, Brücken, Anleger und Boote auf Hochglanz zu bringen. Wußten sie, daß dieser Krieg schon in den letzten Zügen lag, daß das Ende kommen sollte, bevor die nächste Saison begann? Sie wußten ganz einfach, daß das Leben immer weiterging...

Dann sollte es auch für den Fahnenjunker-Lehrgang ernst werden: Einsatz zur Partisanenbekämpfung auf der Halbinsel Istrien. Um es kurz zu machen: Es war halb so schlimm und wurde ein frisch-fröhlicher Krieg. Die 400 italienischen Arbeiter eines OT-Lagers waren über Nacht verschwunden und sollten sich den Partisanen angeschlossen haben. Um sie dingfest zu machen, war ein großes Gebiet zu durchkämmen, Häuser mußten durchsucht und alle männlichen Einwohner überprüft werden.

An wichtigen Verkehrsknotenpunkten und Verbindungsstraßen waren Posten aufzustellen. Unermüdlich taten die Fähnriche, wie ihnen aufgetragen, durchsuchten Häuser und Dörfer, marschierten tagelang durch Obst- und Weingärten, prüften die Ausweise der Männer - obwohl die meisten gar nicht italienisch konnten - aber sie fanden keinen Partisanen, kein geheimes Waffenlager und auch die 400 OT-Arbeiter blieben wie vom Erdboden verschluckt.

Das Ganze war eine bessere Obstkur, denn in den Gärten wuchsen die herrlichsten Trauben, saftige Pfirsiche, Pflaumen und kürbisgroße Melonen, Verpflegungsempfang war überflüssig, und in den lauen Nächten schliefen die Partisanenkrieger im Freien unter dem Sternenzelt...

Der Fähnrich schrak aus seinen Träumen auf. Es hatte geklopft, der U.v.D. stand im Zimmer: „Du sollst mal zum Spieß kommen!“ - Hauptwachtmeister Holzapfel sah in der Schreibstube angestrengt aus dem Fenster und übersah das Eintreten des Fähnrichs geflissentlich. Das lag in der Natur

der Sache und hatte keine persönlichen Gründe. Hauptwachtmeister und Fähnriche verstanden sich selten, was eigentlich verständlich war. Den Fähnrich konnte der Spieß noch zusammenstauchen, und nach einem halben Jahr - wenn der Fähnrich als Leutnant zurück kam - war der Spieß sozusagen umgedreht...

Aber Holzapfel meinte es keineswegs gehässig, sondern nur leicht ironisch, als er seinem Fähnrich mitteilte: „Mönchhof, ich habe Ihnen einen Putzer abgestellt, der Ihnen das Gepäck an die Ostfront tragen wird!“

Es stellte sich heraus, daß ein Flakhelfer der Batterie, der Arbeitsmann Stefan Neubauer, am gleichen Tage in Urlaub fahren sollte, als der Fähnrich „in Marsch gesetzt wurde“. Und beide hatten das gleiche Reiseziel. Der Arbeitsmann war nämlich in dem deutschen Schwabendorf Schönwalde bei Litzmannstadt zu Hause. Das traf sich gut, denn der 18jährige fuhr erst zum zweiten Male in seinem Leben mit der Eisenbahn, und in einem überfüllten Fronturlauberzug kam man immer besser zu zweit zurecht!

Dann hieß es Abschied nehmen: Von der fröhlichen Stadt, die jetzt ein graues Gewand trug, schmutziggrau, zerrissen und oft geflickt, von den Freunden in Schwabing, in St. Emmeran, in Gräfelfink und am Starnberger See, von dem Bräustübel, in dem es ab und zu noch ein Maß Starkbier gab und manchmal einen „Schmarrn“ - „ohne“ - von den Bergen, die im Dunst nur zu ahnen waren, vom Stachus und vom Englischen Garten...

Die schmutziggraue Bahnhofshalle und die notdürftig reparierten Wartesäle glichen eher einem Basar, einem Jahrmarkt der Notdurft und des Lasters. Der Schwarzhandel trieb Blüten, unter die Landser in abgetragenen Uniformen mischte sich viel Volks mit fremdländischen Zügen. Babylonisches Stimmengewirr erfüllte diesen großen Umschlagplatz zwischen Nord und Süd. Die Polizei hatte offenbar resigniert und ließ es bei gelegentlichen Razzien

bewenden. Nur die Feldjäger - die Kettenhunde - standen an den Sperren wie ein Fels in der Brandung.

Fähnrich Mönchhof und Arbeitsmann Neubauer bahnten sich ihren Weg durch die Menge, schwer beladen mit großem Marschgepäck, mit Karabiner, Gasmaske, Kartentasche und Brotbeutel. „He, Itaker, was kosten deine Zigaretten?“ rief der Fähnrich einem Schwarzhaarigen mit elegantem Schnurrbärtchen auf der Oberlippe zu. Der Südländer zog den Fähnrich in eine Nische. „Wir können machen ein serr gutt Geschäft. Du serr vill Gepäck. Du verrrkaufen Woldecke oder Wäsche oder...“

„Verfluchter Kerl, ich will nur ein paar Zigaretten“, brummte der Fähnrich, und ein paar Geldscheine wechselten den Besitzer.

Der Fronturlauberzug war bereits in die Halle eingelaufen. SNCF stand an den Waggonen: französische Eisenbahnwagen, die uns an die Ostfront bringen sollten. Sie waren immerhin einigermaßen gut erhalten, 3.-Klasse-Wagen mit Lederpolstern. Wie oft war ich in glücklicheren Tagen hier angekommen, mit dem Nachtschnellzug, abgefahren zum Skiurlaub in den Bergen... Immerhin, wir brauchten nicht durch das Fenster zu klettern, sondern bestiegen den Zug wie zivile Menschen durch die Tür. Der Arbeitsmann reichte das Gepäck hinein, und wir fanden sogar zwei Fensterplätze. Die elektrische Lokomotive ruckte an, und der Zug rollte aus der verdunkelten Halle.

Münchens Vororte versanken in der frühen, naßkalten Dämmerung des Novembertages. Im Abteil roch es nach feuchten Uniformen, nach Leder, menschlichen Ausdünstungen und schlechtem Tabak.

Auf dem Kursschild des Wagens stand etwas von Prag, Dresden, Breslau und Litzmannstadt, eine Strecke, die normalerweise in einigen Nachtstunden zurückzulegen war - normalerweise. Diesmal jedoch fand die Reise kurz vor Augsburg bereits ein vorläufiges Ende: Die Sirenen heulten Fliegeralarm... Dann sangen die Räder wieder ihr eintöniges

Lied „Räder müssen rollen für den Sieg“. Es gab noch ein paarmal Fliegeralarm, viele Kontrollen, hin und wieder einen Becher heißen Kaffees und ein paar Marmeladenbrote in einer Rotkreuz-Baracke.

Aus der Perspektive des Abteifensers schrumpften Großstädte wie Prag, Dresden und Breslau zu grauen Bahnhofshallen zusammen, zu einem Aufenthalt von wenigen Minuten oder einer Stunde, zu einem „Stammgericht“ in einem ungepflegten Wartesaal, zu einem Gespräch von wenigen Sätzen mit einem Eisenbahner oder einer DRK-Schwester. Die Gesichter im Abteil wechselten, nur Arbeitsmann Stefan Neubauer und der Fähnrich blieben auf dieser Fahrt beisammen, und beide waren froh darüber, einen Reisegegnossen, einen Gesprächspartner, einen Bekannten in der stets wechselnden Szenerie zu haben.

Mit großen Augen nahm der 18jährige Arbeitsmann jeden neuen Eindruck in sich auf und hing an dem Mund des Fähnrichs, der ihm von der „Goldenen Stadt“ erzählte, von Dresden mit seinem Zwinger und von der Grenzstadt Breslau, die wenige Jahre zuvor ein Deutsches Turnfest erlebte. Das alles war neu für Stefan Neubauer aus dem kleinen Schwabendorf Schönwalde, 20 Kilometer hinter Lodz, das jetzt Litzmannstadt hieß. Es war das zweite Mal in seinem Leben, daß er eine so weite Eisenbahnreise unternahm...

Je mehr sich der Fronturlauberzug Litzmannstadt näherte, desto gesprächiger wurde der Arbeitsmann Stefan. In leicht schwäbischem Dialekt erzählte er von seinem Dorf, von seinen Eltern und dem Hof, und daß seine Voreltern vor vielen Jahren aus dem Schwäbischen hierher ausgewandert waren. „Kommen Sie mit, Herr Fähnrich“, meinte der Arbeitsmann treuherzig, „in unserem Dorf sind Sie willkommen!“ Das war keine schlechte Idee, und es wußte ja wirklich keiner, wie lange diese Fahrt gedauert hatte. Man wußte es selbst kaum. Und wie stand auf dem Marschbefehl:

„Meldung bei der Frontleitstelle Litzmannstadt“. - Nun, die konnte getrost 24 Stunden warten!

Da rollte der Zug in der ersten Morgendämmerung auch schon in den häßlichen Bahnhof von Litzmannstadt. Bei einem verschlafenen Wachhabenden in der Bahnhofskommandantur deponierte der Fähnrich sein Gepäck, und wenig später marschierte er mit dem Jungen, der hier zu Hause war, durch graue Häuserzeilen ostwärts. Ein strahlender Morgen zog herauf, und die beiden schritten rüstig aus. Auch dieses Land war schön und zeigte weniger Spuren des Krieges als die Hauptstadt Bayerns, obwohl die Front gar nicht mehr allzu weit war.

Vorläufig dachten die beiden Wanderer jedoch wenig daran, sondern ihre Gedanken waren bei einem deftigen Mahl und einem warmen Bett in einem Bauernhause. Und der Junge kam zum ersten Male von einer langen Reise heim, zum ersten Male Heimaturlaub. Wie gut, daß er nicht wußte, daß es zugleich sein letzter Heimaturlaub war, daß er sein Dorf, in dem er geboren wurde, niemals wiedersehen würde... Ein Lastwagen nahm die Wanderer ein Stück Wegs mit und dann ein Panjewagen.

Schönwalde sah man an, daß es ein deutsches Dorf war. Die sauberen Holzhäuser waren von Gemüsegärten umgeben. Zäune und Hecken trennten sie zum Weg hin ab. Hinter den Fenstern standen Geranientöpfe, über die sich weiße Gardinen bauschten. Aus den Schornsteinen kräuselte Rauch, und das Hühnerzeug gackerte im Hof.

Ein sechsjähriger Blondschoopf kam aus einer Hofeinfahrt gelaufen und hing dem Stefan unversehens am Halse, „Stefan, lieber Stefan, daß du da bist!“ wiederholte er unentwegt. Es gab ein herzliches Begrüßen auf dem Hof der Neubauers, in das auch der Fähnrich mit einbezogen wurde, und bald hatte sich das halbe Dorf in der niedrigen Bauernstube versammelt. Das Fragen und Erzählen wollte kein Ende nehmen...

Bis dann die Bauersfrau ein Machtwort sprach und auf den Tisch brachte, was Küche und Keller Gutes zu bieten hatten: Bauernbrot, Wurst und Rauchfleisch, Milch, Eier und Speck - alles Kostbarkeiten, die ein Landserherz erfreuten und die man eigens für diesen Tag aufgehoben hatte. Keiner wußte zum Glück, daß es eine Henkersmahlzeit war. Nur die Stirn des Bauern war umwölkt, und er stellte dem Fähnrich viele Fragen, auf die es keine Antwort gab.

Hier sei dem Chronisten eine Einschaltung gestattet: Viele Jahre nach dem Kriege traf er bei einer Reise nach Kopenhagen einen Dorfbewohner aus Schönwalde wieder, der durch eine Kette glücklicher Zufälle mit dem Leben davongekommen war. Dieser berichtete ihm von dem Untergang des deutschen Schwabendorfes in Polen, als die rote Flut hereinbrach. Schlitzäugige Mongolen setzten das Dorf in Brand, schändeten Frauen und Kinder und schlugen die Männer tot, derer sie habhaft wurden.

An denen, die in die Wälder geflüchtet waren, kühlten die Polen ihr Mütchen, nachdem sie ins Dorf zurückgekommen waren. Sie mußten einen jahrelangen Leidensweg durch zahlreiche Lager antreten, den viele nicht überlebten. Von der Familie Neubauer ist nur der Arbeitsmann Stefan davongekommen.

Am nächsten Morgen in der Frontleitstelle Litzmannstadt: Ein Kommen und Gehen auf den Fluren, schlecht gelüftete Zimmer, knarrende Fußböden, Geruch nach schlechtem Tabak, qualmenden Öfen, nach Desinfektionsmitteln, altem Kommißbrot und Aktenstaub - nach Bürokratie in der Etappe. Bei der fünften oder sechsten Stelle Auskunft von einem verschlafenen und schlecht gelaunten Unteroffizier: „Hier sind Sie nicht richtig. Sie müssen sich beim Divisionsstab X melden, und der liegt in Wartenburg in Ostpreußen. - Wie man dahin kommt? - Keine Ahnung! - Fragen Sie mal bei der Bahnhofskommandantur!“ Das war eine sehr erschöpfende Auskunft.

Man hätte doch noch ein paar Tage bei den gastfreundlichen Menschen in Schönwalde bleiben sollen!

Und dann saß der Fähnrich mit seinem vielen Gepäck wieder auf der Bahn. Fuhr in Personenzügen, Güterzügen und D-Zügen durch Polen, das man jetzt das Generalgouvernement nannte, aß in DRK-Baracken, schlief in Frontleitstellen und wartete auf seine Anschlußzüge. Meistens wartete er.

Dann endlich nach zwei Tagen - oder waren es drei gewesen? - rief eine Stimme mit unverkennbar ostpreußischem Dialekt „Wartenburg“ den Zug entlang, und der Fähnrich kletterte aus dem verdunkelten Abteil. Da stand er nun, kurz vor Mitternacht, auf dem Bahnsteig eines kleinen, gottverlassenen Nestes in Ostpreußen! Was gehörte nicht alles dazu, um an die Front zu kommen. Sie konnte nicht mehr weit sein, aber hier gab es nur Stille, Dunkelheit und einen feinen Nieselregen.

Vor dem Bahnhof hielt ein Kübelwagen, und der Fahrer verstaute gerade einen Postsack auf dem Rücksitz. „Schon gut, Kamerad, steig man ein“, brummte ein dicker Obergefreiter, ehe der Fähnrich den Mund zu einer Frage aufgemacht hatte. „Haste watt zu rauchen mitgebracht?“ Hinter der vorgehaltenen Hand flammte ein Sturmfeuerzeug auf, und dann glimmten zwei Leuchtpunktchen hinter der Windschutzscheibe. Sonst war keine Hand vor Augen zu sehen, aber der Obergefreite steuerte den Wagen mit nachtwandlerischer Sicherheit den Weg zum Stab. Dann blitzte eine Taschenlampe kurz auf, und ein Schlagbaum hob sich.

Meldung beim Offizier vom Dienst: „Fähnrich Mönchhof von der Feld-Flakartillerieschule kommandiert zum...“. Der Oberleutnant blickte von seinem Buch auf und hob den Pappschild von der Lampe, der den größten Teil des Zimmers verdunkelte, um den Ankömmling betrachten zu können. „Jetzt mitten in der Nacht? - Kommen Sie morgen

früh wieder! Der U.v.D. soll Ihnen einen Strohsack zuweisen!“

„Ganz hübsche Gegend“, konstatierte der Fähnrich, als er am nächsten Morgen zu ergründen versuchte, für welchen Fronteinsatz man ihn denn nun vorgesehen habe. Im Wald verstreut und gut getarnt lagen hier zahlreiche Baracken mit Schreibstuben und Geschäftszimmern, die offenbar bei der gesamten Wehrmacht gleich aussahen und gleich eingerichtet waren. Nur war hier etwas besser gelüftet...

Endlich hatte der „Front-Reisende“ den zuständigen Mann gefunden, der ihm Auskunft geben konnte, und das Ziel dieser umständlichen Reise schien nahe zu sein. Aber das schien nur so. „Sie sind dem Flakregiment 10 zugeteilt. Meldung in der Scharnhorst-Kaserne in Königsberg“, hieß es lakonisch.

Mittlerweile war es Mittag geworden. Der Fähnrich stellte sich mit seinem Kochgeschirr bei einer Küche an, empfing einen Schlag Graupen und kassierte anschließend noch eine Portion Marschverpflegung und für ein paar Tage Verpflegungsgeld. Es mußte ja auch alles seine Ordnung haben. Dann nahm er seinen schweren Rucksack wieder auf, Karabiner, Gasmaske, und was sonst ihm gehörte und machte sich auf den Weg, Richtung Bahnhof.

„Der nächste Zug mit Anschluß nach Königsberg geht morgen früh, 6.30 Uhr“, beschied ihm ein Eisenbahner, nicht ohne nach einer Zigarette zu fragen. Als er die erhalten hatte, nahm er auch das Gepäck des „Reisenden“ in Verwahrung. Der bummelte dann ziellos durch den Ort, der im Novemberregen einen trostlosen Eindruck machte, trank in einer Kneipe dünnes Bier und kam mit einem drallen Mädchen ins Gespräch, das ihm ein Nachtquartier in Aussicht stellte. Abends gab es im Gasthaussaal einen uralten, flimmernden Film, und aus einem Abenteuer wurde auch nichts, denn das Haus des Mädchens war bis unter das Dach mit Flüchtlingen belegt, die wenig erfreuliche Dinge berichteten, denn die Russen waren um diese Zeit erstmals

auf deutschen Boden eingedrungen und hatten Teile Ostpreußens mit Mord und Brand verwüstet. Der Fähnrich war froh, auf dem Fußboden in einer warmen Küche ein Nachtlager zu finden.

Wieder ein paar Stunden Eisenbahn und dann Königsberg: Graue Großstadt im sechsten Kriegsjahr. Zahllose Flüchtlingstrecks, die in den Mauern der Stadt Schutz suchten, ein Kommen und Gehen in den Bahnhöfen, überfüllte Wartesäle, vollbesetzte Straßenbahnen, vernagelte Fensterscheiben, Volkssturm und Einwohner beim Schanzen. Eine Atmosphäre, die ständig zwischen knisternder Spannung und resignierender Lethargie wechselte. Viele Deserteure in der Stadt und Feldpolizei - Kettenhunde -, die mit rigorosen Mitteln Ordnung und Disziplin aufrechtzuerhalten suchten. Viele überfüllte Lokale, in denen Schlägereien zwischen Marinern, Landsern und Fliegern an der Tagesordnung waren.

Nach längeren Irrfahrten hatte der Fähnrich seinen Regimentsstab gefunden, der in einer Kaserne außerhalb der Stadt residierte. Aber er war immer noch nicht am Ziel. Der Regiments-Adjutant eröffnete ihm hier folgendes: „Schön, daß Sie kommen, Sie sind uns schon avisiert. Sie werden als Geschütz-Staffelführer zur 3. Abteilung unseres Regiments kommandiert. Diese Abteilung liegt in Memel. Memel ist Brückenkopf, eine Landverbindung gibt es seit einer Woche nicht mehr. Sie müssen versuchen, über See dorthin zu gelangen. Ab und zu fahren Landungsboote rüber!“

Das waren ja nette Aussichten. Zum Glück war der Fähnrich jetzt nicht mehr allein. Hier beim Regiment hatte er einen Bekannten wiedergetroffen, Julius Bergmann aus Einbeck, mit dem er ein halbes Jahr zuvor einen Fahnenjunker-Lehrgang in Grado an der Adria absolviert hatte.

Das war eine Wiedersehensfreude: „Mensch Julius, altes Haus, wie geht's? - Auch die Front noch nicht gefunden,

was? Laß uns gemeinsam reisen, denn Reisen bildet ungemein!“

Auch Julius war schon über eine Woche unterwegs, gewiß nicht in böser Absicht, und beide sehnten sich danach, endlich wieder einen „Haufen“ zu haben, bei dem man zu Hause war. Das sollte aber noch ein paar Tage dauern...

Erst einmal schwärmte man von gemeinsam verlebten Lehrgangstagen im sonnigen Italien, von nächtlichen Bädern in der Adria, von Streifzügen durch Wein- und Obstgärten...

„Am besten gehen Sie mal zum Hafen runter und erkundigen sich bei den Landungsbooten nach einer Verbindung nach Memel. Quartier erhalten Sie im Soldatenheim...“. Die beiden Fähnriche hatten das Reisen vorerst einmal satt und wollten sich weiß Gott nicht drücken, aber was half's? - Mehrmals am Tage hieß es: „Soldbuch und Marschpapiere vorzeigen!“, und fast wären die beiden einer Alarmeinheit zugeteilt worden, denn die Abfahrt der Landungsboote ließ auf sich warten, und „Heldenklau“ ging um.

Endlich hatten die beiden Schiffsplanken unter den Füßen. Ein halbes Dutzend Landungsboote machte die Leinen los und schipperte durch den Königsberg-Kanal seewärts. Die Landungsboote waren umgebaute, flachgehende Flußkähne, die am Bug mit einer Pforte versehen waren und an flachen Stränden Fahrzeuge absetzen konnten.

Einmal gebaut für die Invasion in England. Wie lange war das her... Dann kam der Ostseehafen Pillau in Sicht und die freie See. Die Ostsee hatte Schaumkronen aufgesetzt, und es briste merklich auf.

In der einbrechenden Dämmerung des frühen Winternachmittages hoben sich zwei Silhouetten vom grauen Horizont ab: Der Leuchtturm von Pillau und die massigen Umrisse eines großen Schiffes, des ehemaligen KdF-Dampfers „Robert Ley“, wie sich bald herausstellte. Die „Robert Ley“ war in grauen Tarnfarben gestrichen und diente einer U-Boot-Lehrdivision als Wohnschiff.

Die Landungsboote nahmen Kurs auf die freie See. Sobald sie den Schutz der Hafentreppe hinter sich gelassen hatten, kam Bewegung in die Boote, und die ersten Brecher klatschten auf Deck. Wie Nußschalen tanzten die Landungsboote auf den Wellen, und die ersten der Passagiere bekamen eine käsige Gesichtsfarbe. Der Steuermann zog die Stirn in bedenkliche Falten und meinte: „Bei diesem Wetter bleiben wenigstens die russischen Tiefflieger zu Hause!“

Plötzlich ein Blinksignal vom Führerboot. Die übrigen Boote morsten „verstanden“ zurück, und die schäumenden Heckwellen beschrieben einen großen Kreis: Die Boote liefen wieder in den Hafen ein. Das Wetter war zu stürmisch. Nun, uns sollte es recht sein! Die „Passagiere“ waren nicht gerade böse deswegen!

In einer knappen halben Stunde waren die Landungsboote in den kleinen Binnenhafen von Pillau eingelaufen und hatten an der Kaimauer festgemacht. Die Besatzungen machten sich „landfein“ und gingen im Gasthaus „Zum Leuchtturm“ oder bei ihren „Hafenbräuten“ vor Anker. Für die „Passagiere“ hatten sie nur ein Achselzucken, und wann die Reise weitergehen würde, konnte auch keiner sagen.

Die beiden Fähnriche machten die Ortskommandantur ausfindig, empfingen Marschverpflegung - darin hatten sie schon eine gewisse Routine erworben - und zogen mit einem Quartierschein zur U-Boot-Lehrdivision. Der Marineposten an der Gangway des graugestrichenen KdF-Schiffskolosses verwies sie an den Bootsmann von der Wache, und der teilte den beiden eine Zweimann-Kammer zu: Zwei Kojen übereinander, holzgetäfelte Wände, eingebaute Schränke, fließend Wasser und Leselampen... „Hier laßt uns Hütten bauen - Leinen los nach Madeira“, sinnierte Fähnrich Bergmann. „Verdammt noch mal, warum sind wir nicht ein paar Jahre früher auf diesem Dampfer gelandet?“ Vor dem Bullauge stand eine pechscharze Nacht, und der Regen klatschte gegen die Scheiben.

Bei einem Rundgang durch das Schiff kamen die Fähnriche aus dem Staunen nicht heraus. „Man müßte Mariner sein“, dachten sie bei sich. Im Kinosaal sahen sie den Film „Der Mann, der Sherlock Holmes war“, und in der Messe gab es französischen Kognak, spanischen Wein, Spiegeleier und gute Zigaretten. Und das alles ohne Marken und ohne Beziehungen... Dieser Sturm dürfte vier Wochen dauern, aber am nächsten Tage schien wieder die Sonne und die Ostsee hatte sich beruhigt.

So hieß es schon 24 Stunden später „Leinen los“ beim Landungsboot-Geschwader, und die Boote nahmen Kurs auf die freie See, Kurs auf den Brückenkopf Memel. Verdammt hell heute, brummte der Rudergänger von L384, da wird der Iwan nicht lange auf sich warten lassen! Er hatte den Satz kaum zu Ende gesprochen, als Motorengeräusch gemeldet wurde. Im Tiefflug näherten sich zwei Jabos. Deutlich war der Sowjetstern auf Rumpf und Flächen zu erkennen. „Fliegeralarm“, hallte es über die Boote, „Alle Mann auf Gefechtsstation! - Alle Passagiere Schwimmwesten anlegen!“

Eine Reihe Fontänen stieg aus dem Wasser hoch - der erste Reihenwurf. Zum Glück hatte er keinen Schaden angerichtet. Von dem begleitenden Schnellboot stiegen die Leuchtschnüre der 2cm-Vierlingsflak in den Himmel, und auf den Landungsbooten antworteten die Flugabwehr-MGs.

Beim zweiten Anflug konzentrierte sich das Feuer aller Waffen auf die beiden Maschinen. Der zweite Reihenwurf saß etwas genauer. Ein Boot trug Beschädigungen am Heck davon und hatte zwei Verwundete durch Splitter. Aber auch eine der beiden Maschinen zog eine Rauchfahne hinter sich her, und in wenigen Minuten war der Spuk wieder verschwunden. Die frühe Dämmerung wurde zum Verbündeten des Landungsboot-Geschwaders. Regenschauer fegten über See, und bald war es so dunkel, daß man keine Hand mehr vor Augen sehen konnte. Die Augen der Kommandanten und der Rudergänger suchten

die Dunkelheit zu durchdringen, denn kein Leuchtfeuer wies den Schiffen den Weg... Auch auf die Funkpeilung mußte verzichtet werden, um den feindlichen Funkstellen keinen Hinweis auf den Standort der Schiffe zu geben. So waren die Besatzungen auf ihr seemännisches Können, auf ihre Erfahrung und ihren Instinkt, sozusagen auf ihren sechsten Sinn, angewiesen.

Eine Kursänderung, und dann liefen die Boote halbe Kraft. Die Hafeneinfahrt von Memel konnte nicht mehr weit sein. Ein kurzes Blinksignal vom Führerboot, das von Land in gleicher Weise beantwortet wurde: alles ok! Dann tauchte aus der stockfinsternen Nacht die Mole auf, die Hafeneinfahrt, die Kaimauer, ein paar Häuser am Hafen. Wenige Minuten später lagen die Boote am Kai vertäut. Eine seemännische Meisterleistung!

Das war nun also der Brückenkopf Memel, ein Kessel, der nur noch über See versorgt werden konnte. Vorläufig sah man keine Hand vor Augen und hatte Mühe, den Anschluß zum Vordermann nicht zu verlieren. Ab und zu blitzte Mündungsfeuer auf, und eine Granate schlug irgendwo in der Stadt ein. Dann tackte ein Maschinengewehr, und ein paar Karabinerschüsse antworteten.

Im Gänsemarsch tasteten sich die Ankömmlinge durch die von Trümmern übersäten Straßen der menschenleeren Stadt. Es war ein eigenartig beklemmendes Gefühl, in finsterner Nacht in einer unbekanntem Stadt anzukommen, die der Russe in wenigen Kilometern Entfernung umklammert hielt. Eine Sammelstelle war das vorläufige Ziel in dieser Nacht. Die zwei Dutzend neu angekommenen Soldaten verschiedener Waffengattungen fanden zunächst in einem mit Stroh ausgelegten, muffigen Keller Quartier. Oben in dem Hause waren ein Geschäftszimmer und eine Vermittlung untergebracht. Kerzen und Hindenburglichter erhellten die Räume spärlich und warfen gespenstische Schatten an die Wände.

„Ich habe die zweite Batterie angerufen“, teilte eine schattenhafte Gestalt den beiden Fähnrichen mit, „im Morgengrauen kommt ein Melder, der euch abholt. Haltet euch gegen 6 Uhr bereit!“

„Wo sind die beiden Heimatkrieger, die ich abholen soll?“, rief eine Stimme in den Keller. Übernächtigt und hungrig sammelten die beiden Fähnriche ihre Siebensachen zusammen. „Stabsgefreiter von der Heydebreck aus Hamburg“, stellte sich ein Mann im Tarnanzug vor. „Cheffahrer und Mädchen für alles in der Zwoten. Aber leider gibt’s hier nicht mehr viel zu fahren. Habe in Hamburg in den ersten besten Etablissemangs auf der Reeperbahn gearbeitet und auch im Speisewagen. Was darf ich den Herren zum Frühstück servieren?“ - Der Junge war goldrichtig!

Beim Troß der zweiten Batterie vom Flakregiment 10: „Fähnrich Bergmann und Fähnrich Mönchhof zur zwoten Batterie kommandiert!“ Ein baumlanger Oberleutnant erhob sich: „Freut mich, Sie hier zu sehen. Hoffentlich hatten Sie eine gute Reise. - Behrmann ist mein Name, und das ist Leutnant Kohl, unser Batterie-Offizier.“ Damit wies er auf einen kleinen drahtigen Leutnant, der sich angelegentlich mit einem Terrier beschäftigte.

„Ihre Papiere sind Ihnen schon vorausgeeilt“, fuhr der Batteriechef fort. „Ich hoffe, daß Sie sich hier schnell eingewöhnen und daß ich mich auf Sie verlassen kann!“ - „Jawoll, Herr Oberleutnant!“

„Mönchhof, Sie sollen die Geschützstaffel übernehmen, denn Wachtmeister Steinbach muß sofort ins Lazarett - Ruhr-Verdacht, er kommt den ganzen Tag schon nicht mehr von der Latrine herunter - und Sie, Bergmann, habe ich für das Kommandogerät 40 vorgesehen. Sie kennen sich doch mit dem Ding aus?“ - „Jawoll, Herr Oberleutnant.“

„Und außerdem brauche ich Sie als vorgeschobenen Beobachter. Wir schießen hier nämlich weniger auf

Flugzeuge als auf russische Lastwagen, Panzer und alles, was sich da im Gelände bewegt.“

„Das ist übrigens Hauptwachtmeister Sikorra.“ Der Batteriechef wies auf den Spieß, der gerade eingetreten war, breit und massig, mit dem „Hauptbuch“ zwischen den offenen Knöpfen der Feldbluse. Der Spieß musterte die beiden Ankömmlinge von oben bis unten, schluckte eine Bemerkung herunter und reichte ihnen die Hand: „Auf gute Zusammenarbeit!“

Die Batterie war am nördlichen Stadtrand vor einem spärlichen Wäldchen in Stellung gegangen. Die Stellungen der 8,8-Geschütze sahen wie flache Rübenmieten aus. Die Geschützstände waren durch Laufgräben miteinander verbunden, und der Novemberregen hatte das ganze Gelände in einen grundlosen Morast verwandelt.

Stiefel und Uniformen waren überhaupt nicht mehr sauber zu kriegen, aber die modernen 8,8-Geschütze waren gepflegt, geölt und tadellos in Schuß. Die Granaten in den Munitionsbunkern waren es nicht minder, und die Lattenroste in den Geschützständen hielten den schlimmsten Dreck ab.

So gut es ging, hatten sich die Geschützbedienungen in den mit Holz ausgekleideten Bunkern eingerichtet. Der Fähnrich drückte zahlreiche Hände, sah in viele Gesichter, alte und junge, zuversichtliche und mißmutige. Das also war die Geschützstaffel der „Zwoten“.

Für die Geschützstaffel gab es in diesen grauen Novembertagen nicht allzu viel zu tun. Auf Flugzeuggeräusch hin gaben die Flugmelder ein paar Mal am Tage Fliegeralarm, aber die niedrig ziehenden Wolken verhinderten einen erfolgversprechenden Einsatz. Da die Batterie nicht über ein Funkmeßgerät verfügte, war eine Bekämpfung unsichtbarer Ziele nicht möglich.

Zweimal täglich hieß es beim leichten Flakzug „Feuer frei“, wenn die „Nähmaschine vom Dienst“, der russische Nahaufklärer, die Stellung überflog und einige

Splitterbomben abrud. Mehrfach saßen die Leuchtpurgen im Ziel, aber es war wie verhext: die „Nähmaschinen“ zeigten kaum einmal Wirkung.

Fähnrich Bergmann verbrachte derweil seine Tage mit dem Obergefreiten Wiesener als vorgeschobener Beobachter. Die Geschützstaffel hatte sich nach seinen Korrekturen auf eine Straße dicht hinter den russischen Linien eingeschossen. Hier erwischte sie an einem Tage drei Russen-LKW, von denen einer offenbar Treibstoff geladen hatte. Er brannte wie eine lodernde Fackel mit feiner pechschwarzer Rauchwolke und war Anlaß zu Freude in der Geschützstellung.

So vergingen die Tage mit Geschütz- und Munitionsreinigen, mit Unterricht, Skatspielen und Wache an den Geschützen. Fähnrich Mönchhof war in den Bunker von Sanitätsfeldwebel Krabenkamp gezogen, der sein Revier in die Stellung verlegt hatte, um im Ernstfall gleich zur Stelle zu sein. Hier im Bunker gab es ein uraltes Grammophon mit einer einzigen, schon leicht lädierten Platte: „Armer Gigolo, kleiner Gigolo, denkst du noch an jene Zeiten...“ Das dudelte vom frühen Morgen bis zum späten Abend reihum bei den Geschützbedienungen, die auch einmal in diesen „Kunstgenuß“ kommen wollten.

Zum Ausgleich war die Verpflegung ausgezeichnet: In Memel hatte man viel Vieh aus der Umgebung zusammengetrieben, um es nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen, und ein Abtransport war nur sehr beschränkt möglich. So walteten die Schlachter ihres Amtes, und die Einheiten im Brückenkopf Memel konnten beliebig viel Rindfleisch empfangen. So wurde den ganzen Tag in der Stellung gebuzzelt, und an Beefsteaks und Bouletten war kein Mangel.

In dem grauen Einerlei dieser Tage ereignete sich die Überraschung im Morgengrauen. Der Posten am 4. Geschütz hatte es zuerst wahrgenommen: Motorengeräusch, Kettengerassel, und dann taktete ein MG. Sein Ruf

„Panzeralarm“ pflanzte sich zu den übrigen Geschützen fort, und in den Bunkern schnarrten die Alarmglocken. Schlaftrunken stürzten die Bedienungen an die Geschütze. Wie schemenhafte Kolosse tauchten zwei T34 im Dunst auf und rollten auf die Stellung der „Zwoten“ zu.

Das vierte Geschütz hatte zuerst die Plane herunter, der Posten hatte schon eine Panzergranate in das Rohr geschoben, K1 und K2 wirbelten die Handräder. In Sekunden war der graue Stahlkoloß im Fadenkreuz des Flakzielfernrohrs, und das Kommando „Feuer“ des Geschützführers wurde fast vom Abschlußknall verschluckt. „Volltreffer!“ Eine Stichflamme schoß aus dem Panzer, der Turm flog weg. Wie ein waidwund geschossenes Tier drehte sich der T34 noch einmal auf der Stelle, und dann war alles in schwarzen Rauch und Flammen gehüllt. Detonierende Munition gab eine schaurige Begleitmusik dazu.

Der zweite T34 hatte inzwischen sein Geschützrohr auf die Batteriestellung gerichtet und drei oder vier Schüsse abgefeuert. Dreckfontänen spritzten auf. Dann drehte er ab. Aber auch die übrigen 8,8-Geschütze hatten das Ziel schon im Fadenkreuz, und in wenigen Sekunden lag auch dieser Panzer bewegungslos da. Drei erdbraune Gestalten krochen aus dem Turm hervor und liefen mit erhobenen Händen auf die Stellung zu... Das war die erste Begegnung der beiden Fähnriche mit dem Gegner aus dem Osten.

Drei Tage später hielt Oberleutnant Behrmann Batterie-Appell ab. Hauptwachtmeister Sikorra war in seinem Element und hatte allerlei an der Geschützstaffel auszusetzen. Doch auch den Kraftfahrern und dem übrigen Personal vom Troß sah man an, daß sie lange nicht im Glied gestanden hatten. Meldung an den „Chef“, der in Begleitung des Batterie-Offiziers, Leutnant Kohl, erschienen war. Der grinste nur, kaum merklich.

„Augen geradeaus, rührt euch!“ Dann kam die übliche Ansprache vom Chef. „Der Regimentskommandeur spricht der Batterie seine Anerkennung aus. Das EK2 wurde

verliehen an... Vortreten! - Im übrigen wird die Batterie abgelöst. Ab sofort - Stellungswechsel vorbereiten!“

„Wie sollen wir nur die Kanonen aus diesem grundlosen Morast herausziehen?“ fuhr dem Geschütz-Staffelführer Mönchhof durch den Kopf - als er weiter die Stimme des Batteriechefs vernahm: „Geschütze, Munition, Fahrzeuge und Material übergeben wir an die uns ablösende Batterie!“ Das ließ sich hören!

Am nächsten Tage war das Thermometer auf den Gefrierpunkt gesunken. Die Pfützen waren von einer Eisschicht überzogen. Es schneite, regnete und hagelte abwechselnd. Ein Hundewetter! Nachmittags zog eine Batterie der Division „Großdeutschland“ in die Stellung. Die Jungs waren nicht zu beneiden. Aber wer wußte, was einem noch bevorstand?

Schwerbepackt zog die „Zwote“ durch die unendlich trostlosen und verlassen Straßen der Stadt. Am Hafen belebte sich das Bild: Infanterie-Kompanien, Nachrichten-Leute, Artillerie, Stäbe, Marine- Artillerie, Landeschützen, Luftwaffen-Feldeinheiten und Volkssturm strebten dem Kai zu. Überlegungen wurden angestellt und Parolen pflanzten sich durch die Reihen fort: „Ob die Landungsboote so viele Soldaten aufnehmen konnten? Und wohin ging es nun?“

Im Hafen gab es eine stundenlange Stauung. Aber jeder nahm das Warten gerne auf sich, trotz Kälte und Nässe. Es hatte sich mittlerweile herumgesprochen, daß zwei zu Truppentransportern umgebaute Frachter von je 3.000 BRT am Kai lagen.

Endlich spürten auch die Männer der „Zwoten“ Schiffsplanken unter den Füßen. Die notdürftig beleuchteten Laderäume waren mit übelriechendem Stroh ausgelegt. Die Wände triefen vor Feuchtigkeit. Was machte das? Es ging ja Richtung Heimat, und das war wichtig! Gegen 22 Uhr abends lief ein Vibrieren durch den Schiffsrumpf: die Maschinen liefen, bald darauf legten die Schiffe ab und tasteten sich durch die stockfinstere Nacht.

Gegen Mitternacht hatte sich der Himmel aufgeklart. Es schneite nicht mehr. Dafür war eine steife Brise aus Nordost aufgekommen. Das Schiff stampfte und schlingerte, und die ersten Brecher gingen über das Vorschiff. In den Luken forderte die Seekrankheit ihre ersten Opfer, ein widerlicher Gestank breitete sich aus, der eine „Kettenreaktion“ auslöste. Oberleutnant Behrmann, die beiden Fähnriche und ein paar Männer von der „Zwoten“ hatten das vorausgesehen und im Windschatten der Brücke ein ruhiges Plätzchen gefunden, obwohl das eigentlich verboten war. Als dann noch der Mond aus den Wolken hervorlugte, bot die aufgewühlte Ostsee ein grandioses Bild. Der Krieg schien sehr weit entfernt, wenn es auch am Horizont an Backbord wetterleuchtete...

Einmal schrillten die Alarmglocken „Fliegeralarm“ durch das Schiff. „Motorengeräusch querab!“ Die Geschützbedienungen rissen die Planen von den Kanonen, aber das Motorengeräusch ebte wieder ab. Noch einmal gutgegangen! Im ersten Licht des neuen Tages dann wieder Pillau und der Königsberg-Kanal.

Dann marschierte die Batterie durch die Trümmerstraßen von Königsberg. Eine ungewohnte Tätigkeit für eine Batterie, die immer motorisiert gewesen war, die eigentlich nur Stellungsleben kannte. Endlose Straßen, die an Werften, Lagerplätzen und Fabriken vorbeiführten. Endlose, kahle Mauern. An der Spitze der Kolonne der Spieß und Leutnant Kohl. Ein Lied... drei, vier...: „O, du schöner Westerwald...“ Und doch war es hier irgendwie anders als in dem trostlosen, verlassenen Memel. Hier gab es noch Menschen, Zivilisten - und Mädchen. Einige hatten sogar ein Lächeln, eine freundliche Geste für die schwerbepackten Flaksoldaten. Das Leben ging immer weiter!

Dann zwei Tage in einer ungastlichen, halbzerstörten Kaserne, dann ein Barackenlager außerhalb der Stadt.

Morgens hing wieder ein Dienstplan am Schwarzen Brett vor der Schreibstube. Appelle waren fällig: Kleiderappelle,